

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

SAUERLÄNDER

Weitere Bücher von Neal Shusterman
bei FISCHER Sauerländer:

- »Vollendet – Die Flucht«
- »Vollendet – Der Aufstand«
- »Vollendet – Die Rache«
- »Vollendet – Die Wahrheit«
- »Scythe – Die Hüter des Todes«
- »Scythe – Der Zorn der Gerechten«

Weitere Bände in Planung!

Neal Shusterman
Jarrod Shusterman

DRY

*Aus dem Amerikanischen von
Pauline Kurbasik und Kristian Lutze*

 | SAUERLÄNDER



Erschienen bei FISCHER Sauerländer

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »Dry«
bei Simon & Schuster Books for Young Readers,
einem Imprint von Simon & Schuster Children's Division
Text © Neal und Jarrod Shusterman

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2019 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,
D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-7373-5638-1

TAG EINS

Samstag, 4. Juni

1 | Alyssa

Der Wasserhahn in der Küche gibt sehr bizarre Geräusche von sich.

Er keucht und hustet, als hätte er einen Asthmaanfall. Er gurgelt wie ein Ertrinkender, spuckt einmal und verstummt dann ganz. Unser Hund Kingston stellt die Ohren auf, hält jedoch weiter Abstand zum Spülbecken, als ob der Hahn unerwartet wieder zum Leben erwachen könnte, aber so viel Glück haben wir nicht.

Mom hält mit fragendem Blick die Wasserschale unter den Hahn. Dann dreht sie ihn wieder zu und sagt: »Alyssa, hol deinen Vater.«

Seit mein Vater eigenhändig unsere komplette Küche renoviert hat, bildet er sich ein, er wäre ein Meisterinstallateur. Und ein Meisterelektriker. *Warum Wucherpreise für Handwerker bezahlen, wenn man es auch selbst machen kann?*, sagt er immer. Dann lässt er seinen Worten Taten folgen. Seither haben wir Dauerprobleme mit den Wasser- und Stromleitungen.

Dad ist in der Garage mit Onkel Basil, der hin und wieder bei uns lebt, seit seine Mandelfarm in Modesto pleitegegangen

ist. Eigentlich heißt er Onkel Herb, aber irgendwann haben mein Bruder und ich angefangen, ihn nach den verschiedenen Kräutern in unserem Garten zu benennen. Onkel Dill, Onkel Thymian, Onkel Schnittlauch, und eine Zeitlang – von der unsere Eltern sich wünschen, wir würden sie vergessen – Onkel Cannabis. Am Ende blieb Basil hängen, Basilikum war zu lang.

»Dad«, rufe ich in die Garage. »Küchenprobleme.«

Die Beine meines Vaters ragen unter seinem Camry hervor wie die der Bösen Hexe des Ostens. Onkel Basil ist eingehüllt in eine Gewitterwolke aus E-Zigaretten-Qualm.

»Kann das nicht warten?«, fragt mein Vater.

Doch ich ahne schon, dass es nicht warten kann, und antworte: »Ich glaube, es ist was Größeres.«

Er rutscht unter dem Wagen hervor und macht sich schwer seufzend auf den Weg in die Küche.

Mom ist nicht mehr da. Sie steht in der Tür zwischen Küche und Wohnzimmer, Kingstons leere Wasserschale noch in der linken Hand. Mir läuft ein kalter Schauer über den Rücken, ohne dass ich weiß warum.

»Was ist so wichtig, dass du mich aus der ...«

»Psst!«, zischt Mom. Sie ermahnt Dad nur ganz selten, den Mund zu halten, mich und Garrett dafür den ganzen Tag. Aber untereinander schneiden meine Eltern sich praktisch nie das Wort ab. Eine unausgesprochene Regel.

Sie blickt zum Fernseher, wo ein Nachrichtensprecher über die »Nachflusskrise« redet. So nennen die Medien die Dürre, seit die Leute den Begriff »Dürre« nicht mehr hören können. So wie die »globale Erwärmung« zum »Klimawandel« wurde und ein »Krieg« zum »Konflikt«. Jetzt haben sie ein neues

Schlagwort für die nächste Eskalationsstufe der Wasserkrise. Sie nennen es »Tap-Out«.

Onkel Basil taucht lange genug aus seiner Dampfwolke auf, um zu fragen: »Was ist los?«

»Arizona und Nevada sind gerade aus dem Stausee-Hilfsprogramm ausgestiegen«, erklärt Mom. »Sie haben die Schleusentore aller Dämme geschlossen. Sie brauchen das Wasser selbst, sagen sie.«

Das bedeutet, der Colorado River kommt nicht mehr in Kalifornien an.

Onkel Basil versucht, das Gehörte zu begreifen. »Den ganzen Fluss abdrehen wie einen Wasserhahn? Können die das?«

Mein Vater zieht eine Braue hoch. »Sie haben es gerade getan.«

Im Fernsehen wird live zu einer Pressekonferenz des Gouverneurs von Kalifornien umgeschaltet, der vor einer Menge von zappligen Reportern spricht.

»Das ist bedauerlich, kommt jedoch nicht vollkommen unerwartet«, sagt der Gouverneur. »Unsere Leute arbeiten rund um die Uhr daran, einen neuen Deal mit diversen Behörden auszuhandeln.«

»Was soll das denn heißen?«, fragt Onkel Basil.

»Psst«, zischen Mom und ich gleichzeitig.

»Als Vorsichtsmaßnahme werden die Ressourcen aller städtischen und gemeindlichen Wasserdistrikte vorübergehend an Einrichtungen der kritischen Infrastruktur umgeleitet. Außerdem kann ich nicht nachdrücklich genug betonen, dass es notwendig ist, Ruhe zu bewahren. Ich möchte Ihnen allen persönlich versichern, dass es sich um eine vorübergehende Maßnahme handelt und kein Grund zur Sorge besteht.«

Die Medienvertreter bombardieren ihn mit Fragen, doch der Gouverneur verschwindet, ohne eine einzige zu beantworten.

»Sieht so aus, als wäre Kingstons Wassernapf nicht der einzige, der leer bleibt«, sagt Onkel Basil. »Ich nehme an, dass wir demnächst auch das Wasser aus der Toilettenschüssel trinken müssen.«

Mein jüngerer Bruder Garrett, der die ganze Zeit auf der Couch gesessen und darauf gewartet hat, dass das normale Fernsehprogramm weitergeht, zieht ein entsprechendes Gesicht, worüber Onkel Basil lachen muss.

»Immerhin«, sagt Dad halbherzig zu Mom, »sind diesmal nicht meine Klempnerarbeiten schuld.«

Ich gehe in die Küche und drehe den Wasserhahn auf – als hätte ich magische Hände. Nichts. Nicht einmal ein Tröpfeln. Unser Wasserhahn hat einen Herzstillstand erlitten, und keine Wiederbelebungsmaßnahme wird ihn zurückholen. Im Kopf verzeichne ich Datum und Uhrzeit wie die Leute in der Notaufnahme: 4. Juni, 13:42 Uhr.

Alle werden sich daran erinnern, wo sie waren, als die Wasserhähne versiegten, denke ich. Wie bei der Ermordung eines Präsidenten.

Hinter mir öffnet Garrett den Kühlschrank und nimmt eine Flasche Gatorade heraus. Er trinkt gierig, doch nach dem dritten Schluck bremsen ich ihn.

»Stell es zurück«, sage ich. »Spar etwas für später auf.«

»Aber ich habe *jetzt* Durst«, jammert er. Er ist zehn – sechs Jahre jünger als ich. Und Zehnjährige haben Probleme mit verzögertem Belohnungsaufschub.

Die Flasche ist ohnehin fast leer, also lasse ich sie ihm. Ich sehe nach, was noch im Kühlschrank ist. Ein paar Bier, drei

weitere Flaschen Gatorade, ein Vier-Liter-Kanister Milch, in dem nur noch ein Schluck übrig ist, und andere Reste.

Kennt ihr das, dass man manchmal gar nicht weiß, wie durschtig man ist, bis man den ersten Schluck trinkt? Nun, dieses Gefühl kriege ich jetzt plötzlich allein vom Blick in den Kühlschrank.

Noch nie war ich einer Vorahnung so nahe.

Mit einem Mal höre ich die Nachbarn auf der Straße. Wir kennen unsere Nachbarn – begegnen ihnen manchmal. Die einzigen Anlässe, bei denen sie scharenweise gleichzeitig auf die Straße strömen, sind der 4. Juli und Erdbeben.

Auch meine Eltern, Garrett und mich zieht es nach draußen, wo wir alle verlegen herumstehen, als erwarteten wir, dass irgendjemand uns sagt, was wir nun am besten tun sollen, oder zumindest bestätigt, dass all das wirklich passiert. Jeanette und Stu Leeson von gegenüber, die Maleckis mit ihrem Neugeborenen und Mr Burnside, der schon immer siebzig ist, so lange ich mich erinnern kann. Nur die McCrackens sind nirgends zu sehen, was zu erwarten war, so zurückgezogen wie die leben. Wahrscheinlich haben sie sich in ihrer Vorstadtfestung verbarrikadiert, nachdem sie die Nachricht gehört haben.

Mit den Händen in den Taschen stehen wir da und vermeiden jeden Blickkontakt wie meine Klassenkameraden beim Schulball.

»Okay«, sagt mein Dad schließlich, »wer von euch hat Arizona und Nevada verärgert?«

Alle kichern. Nicht weil es besonders lustig ist, aber es löst die Spannung ein wenig.

Mr Burnside zieht eine Augenbraue hoch. »Ich sag's ja nur

ungern, aber hab ich nicht prophezeit, dass sie das, was vom Colorado River noch übrig ist, irgendwann horten werden? Wir haben zugelassen, dass wir ausschließlich von diesem Fluss abhängig sind. Jetzt sind wir geliefert.«

Früher wusste niemand so genau, woher unser Wasser kam, und es kümmerte auch keinen. Es war einfach immer da. Aber als dann das Central Valley langsam austrocknete und die Preise für Lebensmittel in die Höhe schossen, wurden die Menschen aufmerksamer. Oder zumindest aufmerksam genug, um Gesetze und Wählervorschläge zu verabschieden. Die meisten waren nutzlos, vermittelten den Leuten jedoch das Gefühl, dass etwas getan wurde. Wie die Gesetzesinitiative gegen leichtfertige Verschwendung, durch die unter anderem das Werfen von Wasserbomben verboten wurde.

»Las Vegas hat noch Wasser«, bemerkt jemand.

Unser Nachbar Stu schüttelt den Kopf. »Stimmt ... aber ich habe gerade versucht, ein Hotelzimmer in Vegas zu buchen. Eine Million Zimmer, und kein einziges ist verfügbar.«

Mr Burnside lacht kläglich, als würde ihn Stus Unglück irgendwie freuen. »Eigentlich sind es nur hundertvierundzwanzigtausend Hotelzimmer. Offenbar hatten eine Menge Leute die gleiche Idee.«

»Ha! Könnt ihr euch den Verkehr auf dem Interstate Highway vorstellen?«, fragt meine Mom wie der Fuchs, dem die hoch hängenden Trauben zu sauer sind. »Da möchte ich jetzt nicht im Stau stehen!«

Und dann gebe ich meinen Senf dazu. »Wenn das verbliebene Wasser an »lebenswichtige Einrichtungen« umgeleitet wird, muss noch etwas übrig sein. Irgendjemand sollte die Verantwortlichen verklagen, damit sie uns einen Bruchteil davon ab-

geben. So wie bei den vorübergehenden Stromabschaltungen. Jedes Stadtviertel kriegt jeden Tag ein bisschen Wasser.«

Meine Eltern sind beeindruckt von meinem Vorschlag. Die anderen sehen mich mit einem »Ist sie nicht entzückend?«-Blick an, der mich nervt. Meine Eltern sind überzeugt, dass ich eines Tages Anwältin werde. Das kann sein, aber wenn es so kommt, wäre es wahrscheinlich bloß ein Mittel zum Zweck – dabei weiß ich noch nicht mal, zu welchem Zweck eigentlich.

Aber das hilft uns jetzt auch nicht weiter, und obwohl ich meine Idee gut finde, verfolgen die Mächtigen vermutlich sowieso ihre eigenen Interessen, so dass mein Vorschlag verpuffen würde. Und wer weiß, vielleicht ist auch gar nicht genug Wasser übrig, um es zu teilen.

Ein Handy meldet den Eingang einer SMS. Jeanette blickt auf das Display. »Super! Jetzt haben meine Verwandten in Ohio es auch mitgekriegt. Als ob ich zu meinem Stress auch noch ihren bräuchte.«

»Schreib zurück: ›Schickt Wasser‹«, witzelt mein Vater.

»Wir schaffen das«, sagt meine Mutter beruhigend. Sie ist klinische Psychologin. Beruhigen ist ihre zweite Natur.

Garrett, der die ganze Zeit still neben uns stand, führt seine Gatorade-Flasche zum Mund ... und einen winzigen Moment lang hören alle auf zu reden. Unwillkürlich. Fast wie ein mentaler Schluckauf. Jeder schaut zu, wie mein Bruder die durststillende blaue Flüssigkeit trinkt.

Schließlich bricht Mr Burnside das Schweigen. »Wir reden später weiter«, sagt er und wendet sich zum Gehen. Das war schon immer seine Art, ein Gespräch zu beenden, was in diesem Fall zur Auflösung der lockeren kleinen Runde führt. Alle

verabschieden sich und machen sich auf den Weg zu ihren Häusern ... aber vorher wirft mehr als ein Augenpaar noch einen kurzen Blick auf Garretts leere Gatorade-Flasche.

»Einkaufstour zu Costco!«, verkündet Onkel Basil später an diesem Nachmittag, etwa gegen fünf. »Wer kommt mit?«

»Kann ich ein Hotdog haben?«, fragt Garrett, der weiß, dass er sowieso eins bekommt, selbst wenn Onkel Basil jetzt Nein sagt. Onkel Basil ist sehr leicht rumzukriegen.

»Hotdogs sind gerade unser kleinstes Problem«, erkläre ich Garrett. Er widerspricht nicht. Er weiß, warum wir fahren – er ist nicht dumm. Aber er weiß auch, dass er sein Hotdog bekommen wird.

Wir steigen in Onkel Basils Allrad-Pick-up, der höher ist, als es für einen Mann seines Alters erlaubt sein sollte.

»Mom hat gesagt, wir haben noch ein paar Flaschen Wasser in der Garage«, erklärt Garrett.

»Wir werden mehr als nur ein paar brauchen«, bemerke ich. Ich versuche, es im Kopf auszurechnen. Ich habe diese Flaschen auch gesehen. Viereinhalb Liter. Für fünf Personen. Das reicht nicht mal für einen Tag.

Als wir aus unserem Viertel auf die Hauptstraße abbiegen, sagt Onkel Basil: »Vermutlich dauert es nicht länger als einen Tag, bis der Bezirk das Wasser wieder laufen lässt. Wir brauchen höchstens ein paar Kästen.«

»Und Gatorade!«, sagt Garrett. »Vergesst die Gatorades nicht! Die enthalten zahlreiche Elektrolyte!« Das erklären sie einem immer in der Werbung, dabei weiß Garrett gar nicht, was Elektrolyte sind.

»Seht es mal positiv«, sagt Onkel Basil. »Wahrscheinlich

müsst ihr ein paar Tage nicht zur Schule.« Die kalifornische Version von schneefrei.

Ich habe die Tage bis zum Ende meines vorletzten Schuljahres runtergezählt. Nur noch zwei Wochen. Aber wie ich meine Highschool kenne, wird man einen Weg finden, die verlorenen Tage am Ende dranzuhängen und damit den Beginn der Sommerferien hinauszuzögern.

Als wir auf den Kundenparkplatz von Costco abbiegen, sehen wir eine Menschenmenge. Offenbar hatten alle aus unserer Gegend die gleiche Idee. Uns bleibt nichts anderes übrig, als auf der Suche nach einem freien Platz im Kreis zu fahren. Schließlich zieht Onkel Basil seine Costco-Karte aus der Tasche und gibt sie mir.

»Geht ihr zwei schon rein. Wir treffen uns drinnen, wenn ich einen Parkplatz gefunden habe.«

Ich frage mich, wie er ohne Karte reinkommen will, andererseits findet Onkel Basil immer einen Weg. Garrett und ich hüpfen aus dem Wagen und schließen uns den Menschenhorden an, die zum Eingang strömen. Drinnen geht es zu wie an einem Black Friday, wenn das Gedränge am schlimmsten ist, aber heute haben es die Menschen nicht auf Fernseher und Videospiele abgesehen. Die Einkaufswagen in den Schlangen vor den Kassen sind vollgepackt mit Konserven, Hygieneartikeln und vor allem mit Wasser. Das Lebensnotwendige.

Irgendwas fühlt sich komisch an. Ich weiß nicht genau, was es ist, aber es hängt in der Luft wie ein Geruch. Es ist die Ungeduld der Menschen vor den Kassen. Fast wie mit einem Rammbock bahnen sich die Leute mit ihren Einkaufswagen einen Weg durch die Schlangen. Es herrscht eine Art primitive

Ur-Feindlichkeit, nur verdeckt von einer dünnen Schicht aus vorstädtischer Höflichkeit, die langsam fadenscheinig wird.

»Der Einkaufswagen ist kacke«, sagt Garrett.

Er hat recht. Ein Rad ist verbogen und blockiert, so dass der Wagen sich nur schieben lässt, wenn er auf den drei anderen Rädern rollt. Ich drehe mich zum Eingang um. Als ich den Wagen ergattert habe, waren nur noch ein paar übrig, und die werden inzwischen auch weg sein.

»Wird schon gehen«, erkläre ich Garrett.

Wir schieben uns durch die Menge bis in die hintere linke Ecke des Ladens, wo die Paletten mit Wasser stehen. Dabei schnappen wir Gesprächsfetzen auf.

»Die nationale Katastrophenhilfe ist schon mit dem Hurrikan Noah überfordert«, erzählt eine Mutter einer anderen. »Wie sollen die auch noch uns helfen?«

»Es ist nicht unsere Schuld! Achtzig Prozent des Wassers verbraucht die Landwirtschaft!«

»Wenn der Staat mehr Zeit darauf verwendet hätte, neue Wasserquellen zu erschließen, anstatt uns mit Strafen zu belegen, wenn wir unsere Swimmingpools füllen«, sagt eine Frau, »dann wären wir jetzt nicht in dieser Lage.«

Garrett wendet sich zu mir. »Mein Freund Jason hat ein Riesenaquarium im Wohnzimmer. Er musste keine Strafe zahlen.«

»Das ist was anderes«, erkläre ich ihm. »Fische gelten als Haustiere.«

»Aber es ist trotzdem Wasser.«

»Dann geh und trink es«, sage ich und bringe ihn damit zum Schweigen. Ich habe keine Zeit, über die Probleme anderer Menschen nachzudenken. Wir haben unsere eigenen Sorgen. Aber wie es aussieht, bin ich die Einzige, die das kümmert,

weil Garrett schon losgerannt ist, um kostenlose Proben abzustauben.

Der Wagen schert beim Schieben immer wieder nach links aus, so dass ich mich schwer auf die rechte Seite stützen muss, damit das blockierte Rad nicht wie ein Schiffsruder gegensteuert.

Im hinteren Teil des großen Ladens ist es am vollsten, und als ich den letzten Gang mit den Wasserpaletten erreiche, erkenne ich, dass ich zu spät bin. Die Paletten sind leer.

Rückblickend hätten wir in dem Moment herkommen sollen, als die Hähne abgedreht wurden. Aber wenn etwas Drastisches passiert, entsteht eine gewisse Verzögerung. Es ist kein Leugnen oder Schock im engeren Sinne, es ist eher wie ein mentaler freier Fall. Man braucht Zeit, um das Problem wirklich zu begreifen, und erkennt dabei nicht, was man eigentlich tun müsste, solange noch die Möglichkeit besteht. Ich denke an all die Menschen in Savannah, die miterleben mussten, wie Hurrikan Noah eine unerwartete Kehrtwende machte und direkt auf sie zuraste, anstatt zurück aufs Meer hinauszuziehen, wie es vorhergesagt war. Wie lange haben sie mit starrem Blick die Nachrichten im Fernsehen verfolgt, bevor sie ihre Sachen gepackt und die Stadt verlassen haben? Ich kann euch sagen wie lange. Dreieinhalb Stunden.

Die Leute hinter mir sehen nicht, dass die Wasserpaletten leer sind, und schieben sich weiter vorwärts. Irgendwann wird hoffentlich jemand so klug sein, ein Schild vor dem Supermarkt aufzustellen, auf dem »KEIN WASSER« steht, aber bis dahin strömen die Kunden weiter in den Laden und drängen in den hinteren Bereich, wo es erstickend eng geworden ist wie in einem Moshpit vor der Bühne bei einem Rockkonzert.

Instinktiv steuere ich den Seitengang mit den Regalen für Softdrinks in Dosen an, deren Vorrat ebenfalls rapide schwindet. Aber ich bin nicht hier, um Softdrinks zu kaufen. Hinter den Stapeln von Getränken entdecke ich einen einzelnen Wasserkasten, den jemand stehen lassen hat, vielleicht gestern, als Wasser noch keine derart kostbare Ware war. Ich will danach greifen, doch der Kasten wird mir im letzten Moment von einer dünnen Frau mit Hakennase weggerissen. Sie hebt ihn wie eine Krone auf die Konserven in ihrem Einkaufswagen.

»Tut mir leid, aber wir waren zuerst hier«, sagt sie. Und dann tritt ihre Tochter vor – ein Mädchen, das ich vom Fußball kenne – Hali Herding. Sie ist ärgerlicherweise sehr beliebt und hält sich für eine viel bessere Fußballspielerin, als sie tatsächlich ist. Die Hälfte aller Mädchen in der Schule will so sein wie sie, die anderen hassen sie, weil sie wissen, dass dieses Ziel für sie unerreichbar ist. Ich ertrage sie einfach. Sie ist es nicht wert, mehr als Gleichgültigkeit aufzubringen und damit unnötig Energie zu verschwenden.

Obwohl sie ihr Selbstvertrauen sonst durch sämtliche Poren verströmt, kann sie mir jetzt nicht mal in die Augen sehen – weil sie – genau wie ihre Mutter – weiß, dass ich das Wasser zuerst hatte. Während ihre Mutter den Wagen wegschiebt, beugt sie sich vor. »Tut mir leid, Morrow«, sagt sie aufrichtig. Sie redet mich mit meinem Nachnamen an wie beim Fußball.

»Hab ich beim letzten Training nicht mein Wasser mit dir geteilt?«, erinnere ich sie. »Vielleicht könntest du den Gefallen erwidern und mir ein paar Flaschen abgeben.«

Sie dreht sich zu ihrer Mutter um, die bereits den Gang hinunter verschwindet. Mit einem Achselzucken schaut sie wieder zu mir. »Tut mir leid, die verkaufen keine Einzelfla-

schen, nur kastenweise.« Sie errötet ein wenig und wendet sich schnell zum Gehen, bevor ihr Gesicht knallrot anläuft.

Ich blicke mich um. Das Gedränge wird immer dichter, und die Waren verschwinden in alarmierender Geschwindigkeit aus den Regalen. Mittlerweile sind auch keine Softdrinks mehr da. Wie dumm! Ich hätte ein paar mitnehmen sollen. Ich laufe zu meinem leeren Einkaufswagen zurück, bevor jemand auch den kapert. Nirgends eine Spur von Onkel Basil. Und Garrett stopft wahrscheinlich gerade irgendetwas Fettiges in sich rein. Die Gatorades, die er haben wollte, sind auch ausverkauft.

Schließlich entdecke ich ihn. Er steht in einem der Gänge mit den Tiefkühlwaren, das Gesicht mit Pizzasauce verschmiert. Er wischt sich den Mund mit seinem Hemd ab, wohlwissend, dass ich eine Bemerkung dazu machen werde. Doch ich spare mir die Mühe, denn ich habe etwas entdeckt. Direkt neben dem Tiefkühlgemüse und der Eiscreme ist eine Truhe mit Eis. Riesige Beutel voller Eiswürfel. Ich fasse es nicht, wie beschränkt die Leute sind. Niemand scheint auf diese Idee gekommen zu sein! Oder vielleicht doch, aber keiner wollte wahrhaben, dass so etwas je nötig sein könnte. Ich öffne den Deckel und greife nach einem Beutel.

»Was machst du da? Wir brauchen Wasser, kein Eis.«

»Eis ist Wasser, Einstein«, erkläre ich Garrett. Als ich einen Beutel nehmen will, merke ich, dass er viel schwerer ist, als ich erwartet habe.

»Hilf mir!« Gemeinsam hieven Garrett und ich einen Beutel nach dem anderen in den Einkaufswagen, bis er voll beladen ist. Inzwischen haben andere Kunden begriffen, was ich tue, und drängeln sich vor, um die Eistruhe leerräumen.

Unser Einkaufswagen ist jetzt absurd schwer und lässt sich

fast gar nicht mehr schieben. Das blockierte Rad schrammt laut über den Betonboden. Während wir uns abmühen, taucht hinter uns ein Mann im Anzug auf. Er lächelt.

»Das ist aber eine ordentliche Ladung«, sagt er. »Sieht aus, als könntet ihr Hilfe brauchen.«

Ohne unsere Antwort abzuwarten, packt er den Griff des Einkaufswagens und bugsiert ihn sehr viel effektiver vorwärts als wir zuvor.

»Es ist der Wahnsinn hier heute«, sagt er freundlich. »Wahrscheinlich überall.«

»Danke, dass Sie uns helfen«, erwidere ich.

»Kein Problem. Wir müssen uns alle gegenseitig helfen.«

Er lächelt noch einmal, und ich lächle zurück. Gut zu wissen, dass schwierige Zeiten auch das Gute im Menschen hervorbringen können.

Ruckartig, aber stetig manövrieren wir den Wagen bis in den vorderen Teil des Supermarkts und in eine der endlosen Schlangen vor den Kassen.

»Damit hab ich mein Fitnessstraining für heute wohl schon erledigt«, sagt der Mann lachend.

Ich blicke in den Einkaufswagen und beschließe, dass eine gute Tat eine andere gute Tat verdient. »Warum nehmen Sie sich nicht einen Sack?«, schlage ich vor.

Sein Lächeln verblasst nicht. »Ich habe sogar eine noch bessere Idee«, sagt er. »Warum nehmt ihr euch nicht einen Sack, und ich behalte den Rest.«

Kurz glaube ich, er macht einen Witz, aber dann wird mir klar, dass er es toderntst meint. »Wie bitte?«

Er ringt sich einen schweren Seufzer ab. »Du hast recht, das wäre euch gegenüber wirklich nicht fair. Ich mach euch einen

Vorschlag. Warum teilen wir nicht halbe-halbe? Ich nehme die eine, ihr die andere Hälfte.«

Er sagt es, als wäre das unglaublich großzügig. Als hätte er das Recht, das Eis zu verteilen. Er lächelt immer noch, aber seine Augen machen mir Angst.

»Ich denke, das ist ein mehr als faires Angebot«, bekräftigt er, und ich frage mich langsam, in welchem Business er ist und ob es ihm nur darum geht, Leute zu betrügen, während er ihnen das Gefühl gibt, nicht betrogen zu werden. Aber damit kommt er bei mir nicht durch – blöd nur, dass er den Griff unseres Einkaufswagens mit beiden Händen fest gepackt hält und es keinen Beweis gibt, dass es unser und nicht sein Wagen ist.

»Gibt es ein Problem?« Gerade rechtzeitig taucht Onkel Basil auf. Er starrt den Mann im Anzug einen Augenblick lang kühl an, bis dieser die Hände vom Griff nimmt.

»Überhaupt nicht.«

»Gut«, erwidert Onkel Basil. »Ich möchte lieber erst gar nicht auf die Idee kommen, dass Sie meine Nichte und meinen Neffen belästigt haben. Wegen so was kann man verhaftet werden.«

Der Mann sieht meinem Onkel kurz in die Augen und gibt dann auf. Mit verbitterter Miene blickt er auf das Eis in dem Wagen und nimmt sich nur einen einzigen Beutel, bevor er geht.

Onkel Basils Pick-up ist ordnungswidrig halb auf einer Verkehrsinsel geparkt, wo er eine Reihe Feigenbäume zerstört hat.

»Musste die Karre auf Allradantrieb umstellen«, erklärt er stolz – wahrscheinlich das erste Mal, dass er diese Funktion verwendet hat. Plötzlich ist Onkel Basils Midlife-Crisis-Truck ein Segen und keine Peinlichkeit mehr.

Wir packen die Eisbeutel auf die Ladefläche. »Was ist jetzt

mit deinem Hotdog?«, versucht Onkel Basil uns aufzuheitern.

»Ich bin satt«, antwortet Garrett, doch ich weiß, dass das bei ihm fast unmöglich ist. Er will nur nicht wieder in den Supermarkt gehen. Das wollen wir alle nicht. Inzwischen hat sich eine kleine Menschengruppe gebildet, die uns beim Beladen beobachtet. Ich versuche, sie zu ignorieren, doch ich spüre ein Dutzend Augenpaare auf uns.

»Ich könnte hinten auf dem Pick-up beim Eis mitfahren«, schlage ich vor.

»Nein, ist schon in Ordnung«, antwortet Onkel Basil ruhig. »Setz dich vorne rein. Auf dem Rückweg gibt es ein paar fiese Schlaglöcher. Ich will nicht, dass du da hinten rumgeschleudert wirst.«

»Okay«, stimme ich zu und steige ein. Und obwohl es niemand ausspricht, weiß ich, dass meinem Onkel nicht die Schlaglöcher Sorgen bereiten.

Wir biegen in unsere Straße ein, aber irgendwie fühlt es sich nicht an wie das Viertel, in dem ich aufgewachsen bin. Etwas ist seltsam, als wären wir versehentlich eine Straße zu früh abgebogen und – weil alle Häuser gleich aussehen – in einem Paralleluniversum gelandet. Ich versuche, das Gefühl abzuschütteln, während ich die vorbeiziehenden Gebäude durch die Seitenscheibe betrachte.

Die Kiblers, unsere Nachbarn von gegenüber, lümmeln für gewöhnlich in ihren Gartenstühlen und »überwachen« ihre Kinder beim Spielen, was eigentlich bedeutet, dass sie bei einigen Gläsern Chardonnay tratschen und aufpassen, dass ihre Kinder nicht überfahren werden. Aber heute spielen die klei-

nen Kiblers ohne Aufsicht auf der Straße Fangen. Und trotz des Kindergelächters liegt eine bedrohliche Stille in der Luft, die jedes Geräusch lauter klingen lässt. Andererseits war die Stille vielleicht schon immer da, und mir fällt sie bloß jetzt erst auf.

Onkel Basil fährt den Pick-up rückwärts in die Einfahrt. Obwohl die Sonne schon tief am Himmel steht, haben wir immer noch zweiunddreißig Grad, und das Eis schmilzt bereits. Wenn wir die ganzen Beutel rechtzeitig ins Haus bringen wollen, müssen wir uns beeilen.

»Warum räumst du nicht die Gefriertruhe leer, damit wir so viel wie möglich reinkriegen?«, fragt Onkel Basil, während er sich die erste Tüte vom Pick-up schnappt. »Den Rest können wir schmelzen lassen und heute trinken.«

»Oder noch besser: Warum machst du nicht die Badewanne im Erdgeschoss sauber«, sage ich zu Garrett. »Dann können wir das Eis dort schmelzen lassen.«

»Gute Idee«, sagt Onkel Basil, obwohl Garrett natürlich keine Lust zum Putzen hat.

Dad kommt mit einem Schraubenschlüssel in der Hand aus der Garage. Er versucht offenbar, Wasser aus den Rohren zu quetschen. »Aha, Eis also?«

»Es gab sonst nichts mehr«, erkläre ich ihm.

Dad kratzt sich am Kopf. »Ich hätte zu Sam's Club gehen sollen«, sagt er. »Die haben mehr Waren im Lager.« Dad lächelt, aber ich merke, dass er beunruhigter ist, als er zugeben möchte. Ich denke, er weiß, dass auch bei Sam's Club sämtliche Getränke wahrscheinlich ausverkauft sind, genau wie in jedem anderen Laden.

Onkel Basil wechselt rasch das Thema. »Ich dachte, du wolltest heute ins Büro gehen«, sagt er.

Dad zuckt die Schultern und schnappt sich einen Eisbeutel. »Das Beste an der Selbständigkeit ist, dass man samstags nicht arbeiten muss, wenn man nicht will.«

Nur, dass Dad *sehr wohl* an Samstagen arbeitet. Manchmal auch an Sonntagen. Viele Menschen machen in letzter Zeit Überstunden, weil die Preise für Lebensmittel stark gestiegen sind, aber auch unabhängig davon hat Dad uns immer gepredigt, dass man rund um die Uhr anpacken muss, wenn man ein eigenes Unternehmen aufbauen will. Trotzdem schleppt er heute lieber Eis ins Haus, anstatt Versicherungen zu verkaufen.

Ich nehme einen Eisbeutel von der Ladefläche, doch ange-taut sind die Teile noch schwerer zu fassen.

»Brauchst du Hilfe?«, fragt eine Stimme hinter mir. Noch bevor ich mich umdrehe, weiß ich, wer es ist. Kelton McCracken. Der etwas spezielle rothaarige Geek von nebenan. Die meisten Kids auf seinem Seltsamkeitslevel sind zufrieden, wenn sie mit einem Xbox-Controller Zombies abmetzeln, doch Kelton ist anders. Er verbringt seine Zeit lieber mit drohnen-gesteuerter Luftaufklärung, schießt irgendwelche Viecher mit seinem Paintball-Gewehr ab oder versteckt sich mit seinem Nachtsichtgerät im Baumhaus und spielt Jason Bourne. Er scheint auf dem Niveau eines Sechstklässlers stehen geblieben zu sein, dem seine Eltern immer größere Spielzeuge kaufen. Aber heute fällt mir auf, dass irgendetwas an ihm anders ist. Natürlich ist er im vergangenen Jahr gewachsen und sieht sehr viel reifer aus, doch es ist mehr als das. Es ist seine Haltung. Er hat ein Federn im Gang, als würde ihn diese ganze Wasserkrise auf eine kranke Art erregen. Mit einem Lächeln demonstriert Kelton, dass seine Spange verschwunden ist und seine Zähne jetzt künstlich gerade stehen.

»Sicher, Kelton, wir könnten Hilfe gebrauchen«, sagt Dad.
»Warum gehst du nicht Alyssa zur Hand?«

Ich reiche ihm das Eis, doch als er es nehmen will, überkommt mich irgendwas, und ich kann den Beutel nicht loslassen.

Dad bemerkt mein Zögern verwirrt. »Gib ihm das Eis, Alyssa«, sagt er.

Ich schaue auf den Beutel in meinen Händen und wieder zurück zu Kelton. Ich habe immer noch Bedenken, »Hilfe« von anderen Menschen anzunehmen.

»Gibt es ein Problem?«, fragt Dad in einem aufdringlich väterlichen Ton, der eine Antwort verlangt – die ich ihm aber nicht gebe.

Ich zwinge mich, Kelton das Eis zu überlassen. »Erwarte bloß nicht, dass du fürs Helfen einen Beutel bekommst«, sage ich, woraufhin mein Vater mich streng anblickt und sich wahrscheinlich wundert, was in mich gefahren ist. Vielleicht werde ich ihm später von diesem Typen bei Costco erzählen. Oder ich versuche, diese Sache einfach zu vergessen.

Eigentlich hätte ich von Kelton eine schnodderige Antwort erwartet, doch er steht einfach da, offenbar ehrlich erschüttert über meinen Kommentar. Ich fasse mich wieder, überwinde mich zu einem Lächeln und hoffe, dass es nicht gezwungen wirkt.

»Entschuldige«, sage ich. »Danke fürs Helfen.«

Wir gehen ins Haus, um das Eis in die Badewanne zu schütten, aber Kelton packt mich an der Schulter und hält mich zurück.

»Hast du den Abfluss versiegelt?«, fragt er. »Es ist keine gute Idee, das Eis in die Wanne zu kippen, wenn der Abfluss

nicht versiegelt ist. Schon die kleinste undichte Stelle reicht, und alles ist in ein paar Stunden weg.«

»Ich dachte, das hätte mein Onkel schon erledigt«, erwidere ich, obwohl niemand von uns daran gedacht hat. So schwer es mir fällt, das zuzugeben: Es ist vermutlich das Schlauste, was ich heute gehört habe.

»Ich hole Dichtungsmasse«, sagt er und eilt davon, um das Zeug aus seiner Garage zu besorgen, ganz offensichtlich glücklich, sein Pfadfinderwissen anwenden zu können.

Kelton und seine Einsiedlerfamilie scheinen für jeden erdenklichen Katastrophenfall einen Plan zu haben. Dad witzelt manchmal, dass Mr McCracken ein Doppelleben führe: Tagsüber arbeitet er als Zahnarzt, und nachts bereitet er sich auf den Weltuntergang vor. Aber in letzter Zeit wird der Witz mehr und mehr Wirklichkeit. Inzwischen verbringt Mr McCracken offenbar den Großteil seiner Zeit damit, bis spät in die Nacht an gusseisernen Vorrichtungen zu schweißen, als würde er im klaffenden Monstermaul seiner Garage in einem hohlen Zahn bohren.

In den vergangenen Monaten hat Keltons Familie nach und nach ein völlig übertriebenes Überwachungssystem installiert, ein kleines Gewächshaus auf dem Hof errichtet und das ganze Dach mit irgendwelchen nicht registrierten, netzunabhängigen Solarpaneelen zugestrichelt. Zuletzt hat Kelton – der dieses Jahr viel zu viele Kurse mit mir gemeinsam hat – immer damit angegeben, dass sein Vater einseitig schusssichere Fenster eingebaut hat. Man kann von innen nach außen schießen, aber von außen dringt kein Schuss ins Haus. Der Rest unserer Klasse hält Kelton für einen Spinner, aber ich glaube, dass es stimmen könnte. Ich traue seinem Vater so etwas zu.

Abgesehen von unseren Beschwerden über das Schweißen

mitten in der Nacht kommen unsere Familien im Grunde ganz gut miteinander aus, obwohl immer eine höfliche Spannung in der Luft liegt, wenn meine Eltern mit den McCrackens zu tun haben. Früher haben wir uns einen Grasstreifen zwischen unseren Häusern geteilt, bis Mr McCracken einen Lattenzaun direkt durch die preisgekrönten Ziergräser meiner Mutter gezogen hat. Der Zaun war auf anstößige Weise höher als der typische weißgestrichene Vorstadtzaun, aber noch niedrig genug, um nicht gegen die Vorschriften der Hauseigentümergevereinigung zu verstoßen – mit der die McCrackens ständig im Clinch liegen. Einmal haben sie ernsthaft versucht, Anspruch auf den Bordstein vor ihrem Haus als Privatparkplatz zu erheben. Sie behaupteten, dass ihre Grundstücksgrenze einige Zentimeter in die Straße ragen würde, aber diesen Kampf hat die Eigentümervereinigung gewonnen. Seitdem parkt Onkel Basil seinen Pick-up wenn möglich immer absichtlich vor ihrem Haus, nur um sie zu ärgern.

Ein paar Minuten später kommt Kelton mit dem Dichtungsmittel zurück und versiegelt den Abfluss mit der Präzision eines Juweliers.

»Das braucht wahrscheinlich einige Stunden zum Aushärten, deswegen solltest du vorsichtig sein, wenn du das Eis hineinlegst«, sagt er mit sehr viel mehr Begeisterung, als jemand wegen Silikondichtstoff entwickeln sollte. Es folgt eine unangenehme Stille, in der mir bewusst wird, dass ich noch nie Zeit allein mit Kelton verbracht habe.

Dann fällt mir etwas ein, das nicht nur das peinliche Schweigen beendet, sondern sogar wichtig ist: »Warte mal, habt ihr nicht einen großen Wassertank hinter eurem Haus?«

»Fünfunddreißig Gallonen«, prahlt Kelton. »Aber der befin-

det sich im Haus. Der Tank draußen ist für Ausscheidungen und deshalb voller quartärer Ammoniumverbindungen. Wie die stinkende blaue Brühe in einem Dixi-Klo, weißt du?»

»Ja, verstehe, Kelton«, sage ich angemessen angewidert. »Man kann jedenfalls nicht sagen, dass ihr euch nicht vorbereitet hättet.« Die Untertreibung des Jahrhunderts.

»Na ja, wie mein Vater immer sagt: ›Es geht nichts über eine gute Vorbereitung.‹ Ich wette, wenn dein Dad ebenfalls vorausgedacht hätte, wärt ihr jetzt besser dran.«

Kelton weiß ganz offensichtlich nicht, wie beleidigend er manchmal klingt. Ich frage mich, ob er je ein Abzeichen als nervigster Mensch der Welt bekommen hat.

Ich danke ihm für seine Bemühungen, und er geht wieder nach Hause, um seine Kartoffelkanone abzufeuern, Insekten zu präparieren oder was auch immer er gerade in seiner Freizeit macht.

In der Küche scheuert meine Mom alle Oberflächen mit Reinigungsmittel. Stressputzen. Wenn etwas außerhalb der eigenen Kontrolle liegt, kümmert man sich um die Dinge, auf die man Einfluss nehmen kann. Das verstehe ich. Bisher gehörte Mom allerdings nicht zu den Leuten, die den Fernseher im Hintergrund laufen lassen – aber jetzt dröhnt er im Wohnzimmer. Ich weiß nicht, wo mein Dad und mein Onkel sind. Vielleicht arbeiten sie wieder an Dads Auto. Eigenartig, dass ich das Gefühl habe, ich müsste das wissen.

Im Fernsehen berichtet CNN ausschließlich über die anhaltende Krise, die Hurrikan Noah ausgelöst hat. Ich missgönne den armen Menschen die Aufmerksamkeit nicht, aber ich wünschte, dass ein Teil davon auch uns gelten würde.

»Gibt es Neuigkeiten über den Tap-Out?«, frage ich.

»Einer der Lokalsender bringt regelmäßig Updates«, erklärt mir Mom, »aber mit diesem hirnlosen Moderator, den ich nicht ausstehen kann. Außerdem gibt es sowieso nichts Neues.«

Dennoch schalte ich zu diesem hirnlosen Nachrichtensprecher um, der meinem Dad zufolge seine Karriere in der Pornobranche begonnen hat, wobei ich meinen Dad nicht fragen will, woher er das weiß.

Meine Mom hat recht: Sie wiederholen nur die Stellungnahme des Gouverneurs von heute morgen und versuchen erfolglos, die Story weiterzuspinnen.

Ich schalte wieder auf die nationalen Nachrichtensender: CNN, MSNBC, dann Fox News und wieder zurück zu CNN. Alle staatlichen Sender berichten über Noah und nur über Noah. Langsam verstehe ich, warum.

Für eine Wasserkrise gibt es keine Radarbilder.

Keine Sturmfluten, keine Trümmerfelder. Der Tap-Out ist so lautlos wie Krebs. Es gibt nichts zu sehen, und deshalb wird das Thema von den Medien nur wie eine Randnotiz behandelt.

Das erkläre ich meiner Mom. Sie hört kurz mit dem Putzen auf und schaut auf die Meldungen, die am unteren Bildschirmrand eingeblendet werden. Schließlich lese ich: *Kalifornische Wasserkrise verschlimmert sich. Bewohner werden aufgefordert, Wasser zu sparen.*

Und das war's. Mehr sagen die staatlichen Sender nicht.

»Sparen? Soll das ein Witz sein?«

Mom atmet tief ein und besprüht den Küchentisch mit Reinigungsmittel. »Solange die nationale Katastrophenhilfe ihre Arbeit erledigt, ist es doch egal, was in den Nachrichten gesagt wird.«

»Mir ist es nicht egal«, erwidere ich. Denn eins weiß ich

über die Nachrichten: Sie bestimmen für die meisten Menschen – darunter auch die US-Bundesregierung –, was wichtig ist und was *nicht*. Und die großen Nachrichtensender werden dem Tap-Out nicht die nötige Sendezeit einräumen, solange es keine Bilder gibt, die so dramatisch sind wie vom Sturm abgedeckte Hausdächer.

Aber wenn es so lange dauert, bis der Tap-Out ernst genommen wird, ist es zu spät.